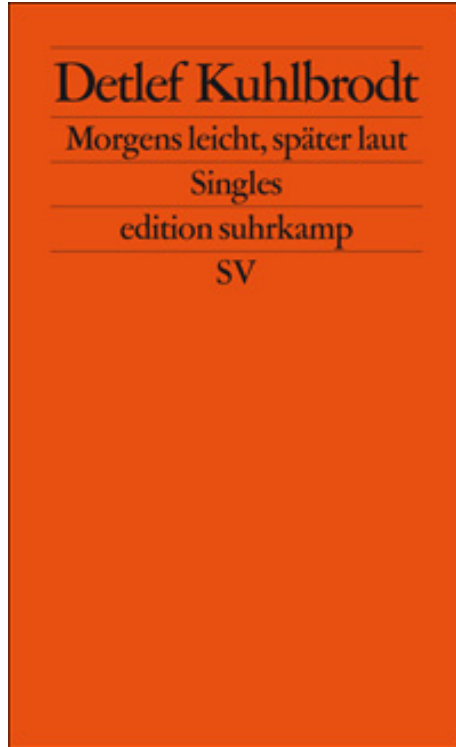


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kuhlbrodt, Detlef
Morgens leicht, später laut

Singles

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2517
978-3-518-12517-5

edition suhrkamp 2517

Detlef Kuhlbrodt horcht in den Tag hinein, und dann schreibt er Texte wie diese, konkret und komisch, weltentrückt und wetterfühlig, eigenartig im besten Sinne, schön kurz – Singles eben – oder auch nur: schön. Leicht schräge, merkwürdig vertraute Melodien zum Lesen. Ausgangspunkt kann alles mögliche sein, Kopfschmerzen oder der Rhythmus der Kratzer auf einer Schallplatte, ein Frühlingseinbruch im Januar oder die Begegnung mit einem Igel – eine Verwunderung, eine Begeisterung, eine Erschütterung. Das führt zur Beschreibung, zur kleinen Szene, die sich rechtzeitig, bevor es beschaulich werden kann, in einem Witz, einer Moral, einer grotesken Volte aufrollt. Oder in der Sehnsucht, sich »wieder im Unsinn zu verlieren und die Dinge extra ungetan zu lassen, weil sie so aufdringlich wie ein Amerikaner auf ihrem Wichtigsein beharren«.

Detlef Kuhlbrodt, geboren 1961 in Bad Segeberg, schreibt seit den Achtzigern für Zeitungen und Zeitschriften, vor allem für die *taz*, in der die meisten Texte dieses Buches erstmals erschienen sind. Er lebt in Berlin.



Foto: Noel Tovia Matoff

Detlef Kuhlbrodt
Morgens leicht, später laut
Singles

Suhrkamp

edition suhrkamp 2517

Erste Auflage 2007

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12517-5

1 2 3 4 5 6 – 12 11 10 09 08 07

Morgens leicht, später laut

Frühling

Allein als Hase (Im Kostüm seiner selbst)

Mai 2004

Vor der Bar des kleinen Klubs in der Granseer Straße stand ein Mann in einem braunen Hasenkostüm. Es war sehr flauschig und reichte bis zu den Füßen, also Pfoten. Nur das Kopfteil fehlte. Dieses bestand aus zwei Teilen und war auf zwei andere Männer verteilt, die nebeneinander in der Nähe standen. Der eine hatte einen Pagenhaarschnitt und das Hasengesichtsteil auf seiner Stirn. Der andere hatte Hasenohren an seinem Kopf befestigt und grinste manchmal da- und dorthin mit blauen Augen. Die drei Männer standen da und unterhielten sich. Doch eigentlich schwiegen sie, während die anderen redeten. Oder es war wohl so, daß nur der Schlanke mit den Hasenohren manchmal etwas sagte, während die anderen beiden auf eine unangestregte Art schwiegen. Die, die schwiegen, hatten runde Gesichter, die auf eine wohlwollende Art ausdruckslos wirkten. Oder es war wohl so, daß sie konzentriert und gefaßt in sich gekehrt schienen und nach außen hin wohlwollend, wie die Idee einer introvertierten, also irgendwie eingesperrten Sympathie. Jemand sagte, der eine Hase sei Musiker und in dem Kostüm schon einmal in Barcelona aufgetreten. Es war aber kein Auftritt, keine Performance, kein Kostümfest; es war wohl so gewesen, daß er an diesem Abend eben einfach sein Hasenkostüm angezogen hatte, bevor er in den Club ging; vielleicht, weil er allein sein wollte, aber doch unter Menschen. Als Hase. Besser als Hasengruppe. Und wenn man zu ihm ging, schaute er einen mit seinen runden braunen Augen an, ohne einen zu fixieren, und schwieg hartnäckig, ohne

sein Wissen preiszugeben. Alles stimmte wehmütig und traurig in diesem Frühling. Man fühlt sich ja auch immer unpassend in dem albernen Kostüm seiner selbst. Es wäre alles besser, wenn einem öfter Männer in Hasenkostümen begegneten.

Ritual am Vormittag

März 2004

Der Kopf fühlte sich noch bewölkt an. Sie stand auf, öffnete das Fenster, schaute auf die Straßenkreuzung hinunter und die zwei Männer, die vor dem Zeitungsladen Bier tranken. Die Sonne schien und wurde von den Fenstern der Häuser gegenüber ins Zimmer geworfen. Sie stand auf dem alten Teppich vor dem Bett und begann mit ihren Übungen. Eine Folge verschiedener Figuren aus Yoga und Qigong, eine vierzigminütige Gymnastik, mit der sie jeden neuen Tag zu begrüßen pflegte, seitdem ihre ABM auf den Friedhöfen geendet hatte. Die Übungen waren ein Ritual, das ihren Tagen ein Gerüst geben sollte. Ein anderes waren die Morgenseiten, die sie schrieb, wenn sie allein war. Schreib einfach alles auf, was dir so einfällt, hatte N. gesagt. Oft nahm sie auch das Tarot und zog eine Tageskarte oder stellte sich vor den Spiegel zur Affirmation. Komisch, sich selber so anzugucken, als sei das jemand, mit dem man sich befreunden wollte, und dabei zu sagen, man sei okay. In seinem Zimmer gab es keinen Spiegel, und anfangs hatte sie sich gescheut, ihre Übungen zu machen, wenn sie bei ihm übernachtete, ihn einmal sogar gefragt, ob er nicht fände, daß das komisch aussieht. Wenn sie zum Beispiel auf dem Rücken liegend ihre Hände und Füße ausschüttel-

te. Sieht doch komisch aus, oder? – Nö. Wenn sie am Sonntag abends Fernsehen guckten, hatte sie manchmal das Gefühl, ein Hund mit nasser Schnauze liege neben ihr. Seine ständige Konfusion machte sie nervös. Und als er sagte, er sähe es nicht ein, nicht mal am Abend einen Joint zu rauchen, »nur so zur Entspannung«, schwieg sie. Sie dachte daran, daß sie sich nie gestritten hatten, während der Rauch aus dem Fenster flog.

Tod eines Maulwurfs

März 2005

Zunächst hatte ich gesehen, wie zwei Autos bremsen, dann sah ich den dunklen Fleck in der Mitte der Straße. Es war vier Uhr am Morgen. Die Kreuzung von Berg- und Veteranenstraße war menschenleer. In der Mitte der Straße saß ein Maulwurf zwischen den Straßenbahnschienen. Er bewegte sich nicht. Etwas Blut und Schleim war auf der Straße. Er blutete vom Schwanz her, der an den der Ratte im Treppenhaus erinnerte, die so hungrig gewesen war, daß sie den Gummi an den Treppenstufen anknabberte und nicht weglief, wenn man die Treppe runterging. Nie zuvor hatte ich einen Maulwurf frei in der Stadt gesehen. Er bewegte sich aber kaum noch. Ich stieg vom Rad und wollte ihn auf die andere Seite der Straße scheuchen. Wenn ich mit meinem Fahrrad hinter ihm war, bewegte er sich nicht. Als ich aber vor ihm ging, das Hinterrad vor seinem Köpfchen, folgte er mir, ein paar hastige Schritte, 30 Zentimeter vielleicht, dann konnte er nicht mehr. Die kleinen Füße, die Krallen und so. Und dann noch mal das gleiche. Kurz vor dem Bürgersteig bewegte er sich nicht mehr. Ich hatte nichts,

womit ich ihn hätte in sicheres Gebiet bringen können. Mit der Hand traute ich mich nicht. Das Polizeiauto, das auf der anderen Seite vorbeifuhr, sah ich zu spät. Es wäre besser gewesen, wenn ich es angehalten hätte, wie in einem Kinderbuch. Dann wären freundliche Beamte ausgestiegen, und im Auto hätten sie sicher eine Schaufel gehabt. In einem Film hätten wir nun den Maulwurf begraben. In echt hockte ich da und redete mit dem Maulwurf. Nah am Bürgersteig, doch noch auf der Fahrbahn lag er im Sterben oder war schon tot und reagierte nicht mehr, als ich ihn anstupste. Dann fuhr ich nach Hause.

Verloren

April 2006

Etwas war verlorengegangen, wie immer zu Beginn des Frühlings. Diesmal die Brieftasche. Sie war plötzlich weg, mit allem drin, Geld, Ausweisen, Karten usw. Ich war so vor den Kopf geschlagen, daß ich die Geldkarten erst einen Tag später sperren ließ; zugleich hatte ich das Gefühl, der Verlust habe einen guten Grund, er sei im Sinne des Karmas die Antwort auf falsches Denken, Fühlen und Handeln. Ich wollte ohnehin mein Leben verändern und sprach häufig davon. Dazu paßte es, nun plötzlich ohne Identität dazustehen. Als ich nach fast drei Wochen einen neuen Ausweis beantragen wollte, erfuhr ich, daß der alte sich eingefunden hatte, aber irgendwie trotzdem nicht da war; ich solle am frühen Abend in der Dokumentenausgabe anrufen. Die Frau von der Dokumentenausgabe war freundlich und sagte, daß meine Brieftasche bei einer Polizeidienststelle abgegeben und von dort wohl auch schon losgeschickt worden sei. Ich

solle doch morgen wieder anrufen. Tag für Tag telefonierte ich nun mit ihr, manchmal auch zweimal. Sie sagte mir vieles: daß meine Briefftasche schon vor drei Wochen gefunden worden sei, daß der Finder keinen Finderlohn begehre, daß die Briefftasche wohl versehentlich ans Zentrale Fundbüro geschickt worden sei und daß man solche Fälle »Irrläufer« nenne. Ich hatte das Gefühl, die gesamte Abteilung würde sich mit meinem Fall beschäftigen, und erfuhr auch, daß die zuständigen Spezial-Boten nur einmal in der Woche ihre Runde machten. Ich stellte mir gewissenhafte neunzigjährige Beamte wie bei Kafka vor, die komische Handkarren zogen und müden Hauptes unendlich langsam Schritt vor Schritt setzten. Manchmal scherzte meine Sachbearbeiterin auch, alles werde schon seinen »sozialistischen Gang« gehen. Als sie nach neun Tagen sagte, ich könne nun meine Papiere abholen, war ich fast ein bißchen enttäuscht. In der Briefftasche fehlte nichts Wichtiges. Zur gleichen Zeit, als ich sie in Empfang nahm, muß meine Mutter in Norddeutschland, in dem Haus, in dem ich meine Jugend verbracht hatte, meinen Vater gefunden haben. Mein Vater war ein Kriegskind gewesen, sehr gewissenhaft und sparsam. Meist hatte er geschwiegen, während die anderen gesprochen hatten. Er hatte, glaube ich, nur einmal in seinem Leben etwas verloren.

Schöner Stillstand (Ein einfaches Leben)

Juni 2003

Als freier Schreiber und Alleinwohner sitzt man immer am Computer im Zimmer und schreibt auf, wie es ist, am Computer im Zimmer zu sitzen. Ein Beckettscher

Lebensentwurf sozusagen, in dem die Hände das aufschreiben, was die Hände tun, und die Augen auf den Bildschirm starren, auf dem steht, wie das Leben gerade so war, während der Kopf immer daran denken muß, wie die Zeit vergeht. Manchmal hat man das Gefühl, die Zeit würde Geräuschandeutungen machen bei ihrem Vergehen. Man kommt ohnehin nicht hinterher mit den Notizen über das eigene aufregende Leben und rhythmisiert die Zeit durch E-Mail-Nachgucken, Computerspielaufahren und entschlossenes Rauchen. Um Bodenhaftung und *street credibility* zu bewahren, reißt man sich zuweilen kleine Hautstückchen aus dem Nagelbett; oder man wirft einen brasilianisch gefärbten kleinen Gummiball immer wieder an die Wand, um die sogenannten Gedanken zum Schweigen zu bringen. Ab und an steht man auch auf, räumt die Blumentöpfe von der Fensterbank, öffnet das Fenster und gießt die Pflanzen im Blumenkasten. Interessant, interessant! Ein Samenkorn war vor zwei Jahren zufällig in den Blumenkasten geflogen. Nun ist es schon ein richtiger kleiner Baum. Etwa einmal in der Woche kommt ein kleiner Vogel zu Besuch, setzt sich neben die Pflanzen, die laut Packungsbeilage im Juni blühen werden, und pickt in dem Blumenkasten herum. Der kommt schon seit Jahren. Das ist schön. Man muß ganz still und bewegungslos bleiben, sonst fliegt er gleich wieder weg. So telepathisiert man ein wenig mit Vögeln, bartlebyliert sich gebildet durchs Leben und steht manchmal auch am Fenster, um anderen Freibeschäftigten in den Zimmern auf der anderen Seite der Straße zuzugucken, wie sie an ihren Computern sitzen und ein ähnliches Leben voller Einfachheit und Schönheit führen.

Unscheinbar abwesend

April 2004

Wenn jemand gegangen ist, fühlt sich die Wohnung ganz anders an, und Veränderungen geschehen so allmählich im Hintergrund. Die Abwesenheit derjenigen, die eine Weile hier war, drängt und schiebt einen ganz langsam am Schreibtisch sitzend in die äußerste Ecke der Wohnung. Das dauert Tage, vielleicht Wochen, und es ist, als wäre der Schreibtisch ein Schiff, das aus der Nähe des Strudels gefahren werden muß, den ihre Abwesenheit darstellte, obgleich oder weil ihre Anwesenheit eher unscheinbar gewesen war. In der Nacht bewegte sich das Bett, das nichts mehr mit dem Fernseher zu tun haben wollte, in die andere Ecke des Zimmers, empört verließ der Fernseher den Raum, nur der Blick blieb immer auf die Tür gerichtet, durch die sie früher gekommen war, ins andere Zimmer, in dem Stühle, Sessel und Sofa nun ziemlich allein standen. Selbst die Vorhänge wurden ausgetauscht, aus Blau wurde Weiß oder Gelb, und plötzlich hing eine Rot-Gold-Kombination vor dem einen Fenster; man selber trug Schwarz, war erschrocken und beseitigte das sofort und ging in das Einrichtungshaus Domäne am Halleschen Tor, um weiße Vorhänge zu kaufen. Unglücklich stand man in der Vorhangabteilung, wie man eigentlich sein Leben lang immer unglücklich in der Vorhangabteilung gestanden hatte. Zwei Schwule mit netten Schnurrbärten guckten auf die Gardinenreste, die an einem runden Ständer aus Messing hingen, und konnten sich auch nicht entscheiden. Und man stand so daneben und grinste aus Freude über ihr Schwulsein, ach was, eher darüber, daß die beiden so ein prima

Paar zu sein schienen. Nur ein Dackel hätte da noch gefehlt.

Der Wunsch nach Wärme

März 2004

Nachmittags, beim Tischtennis, hatte er zwei Haschs mitgeraucht, obgleich er in letzter Zeit den Eindruck hatte, daß die Mattigkeit nach dem Haschrauchen sich mit dem Älterwerden verstärkte. Der Rausch selbst bleibt schön, aber die Mattigkeit im Kopf und in den Augen am Vormittag danach ist unangenehm. Vermutlich auch nicht anders als bei gewohnheitsmäßigen Low-Level-Trinkern. Trotzdem bedauerlich. Hasch ist ja quasi das St. Pauli unter den Rauschmitteln, und seinen Verein wechselt man auch nicht, weil es gerade nicht so gut läuft. Er dachte an A. Sie hatte von einem Ex-Junkie erzählt, mit dem sie sich im Tresor an der Bar unterhalten hatte. Der Entzug sei gar nicht so sehr das Problem, hätte der gesagt, die plötzliche Unendlichkeit der Tage dagegen kaum zu ertragen. B., die einen Herbst lang die Samstagabende zu Hause verbracht und Heroin geraucht hatte, hatte von dem Loch erzählt, das sie in sich spüre, seitdem sie so furchterregend *straight* geworden war, von dieser endlosen Sehnsucht nach wunsch- und bewegungsloser Wärme. Er hatte ihr gesagt, macht doch ein Kind, ihr versteht euch doch prima und Schwangere kriegen zur Belohnung körpereigene Opiate. Das hatte neulich auch der Asienexperte Manfred von Osten im XXP-Sender gesagt, dachte er. Er stellte sich ans offene Fenster und rauchte, weil er plötzlich angefangen hatte, den Rauch im Zimmer nicht mehr zu

mögen, und drehte am Radio, das L. zurückgelassen hatte, als sie auszog. Die Sender sind Inseln in einem Meer aus Rauschen, und es ist schön, an ihnen vorbeizuschwimmen.

Die Sprache der Kindheit

April 2003

Manche Sachen, die man mal in seiner Kindheit gehört hat, gehen einem nicht mehr aus dem Kopf. Zum Beispiel der lustige Indianerruf »D-B-D-D-H-K-P-U-K-K-U« (doof bleibt doof, da helfen keine Pillen und keine kalten Umschläge), die Aufforderung »Sag mal Mütze!«, die »zehn Minuten Stütze« mit dem Ellbogen auf der Schulter des anderen zur Folge hat, die prä-68er-Erziehungsmaxime »Kinder mit'm Willen kriegen eins auf die Brillen« oder auch »If you think that fuck is funny, fuck yourself and save your money«. Das hatte an den Wänden in den Haschkneipen- und Campingplatzklos der Siebzigerjahre oft gestanden und fällt einem manchmal zwischen Aufstehen und Frühstück wieder ein. Man erinnert sich eher wertneutral, vermutlich, weil man nicht weiß, in welchem Kontext (Vietnam?) der Spruch mal stand, während andere heftigste Aversionen auslösen. Zum Beispiel: »Immer wenn Artur Tee trank, konnte er mit den Vögeln telefonieren.« Steht irgendwo in der Skalitzer Straße an einer Wand, kommt vermutlich aus den frühen Achtzigern. Schwer zu sagen, was genau an diesem Sprüchlein so unangenehm ist; das selbstzufrieden-lyrisch-besinnliche Moment oder die ganz simple Tatsache, daß Vögel definitiv keine Telefone besitzen und daß ein Zwiegespräch zwischen Men-

schen und Vögeln weder unter dem Einfluß von Tee noch von Kaffee, Bier oder Hasch je stattfand beziehungsweise stattfinden wird oder daß man fast alles aus den Endsiebzigern und frühen Achtzigern schlichtweg nicht mag. Andere öffentliche Sätze dagegen pendeln irgendwie rührend zwischen christlicher Existenzphilosophie und Poesiealbum. »Selbst zu werden, denn was wäre mein einziges Geschenk an Dich, wenn es nicht komplett wäre.« Sieben Meter lang war dieser Satz, den so ein Junge, vielleicht 16, morgens um halb fünf auf den Bürgersteig gesprüht hatte. Er sagte, dies sei ein Gedicht, und wahrscheinlich richtete es sich an das Mädchen, das er verehrte und das in dem Haus über dem Bürgersteig wohnte.

Vormittagswandel

April 2005

Der Morgen war der Klassiker. Was heißt hier Morgen – es war ja schon zehn gewesen, als es geklingelt hatte und man aus dem Bett zum Telefon geschwankt, getorkelt beziehungsweise gevormittagswandelt war. Die eigene Stimme hatte noch im Bett gelegen und seltsam geklungen, als sie was sagte. Der Freund hatte erst gesagt: »Du klingst ein bißchen komisch«, worauf man erklärt hatte, daß man die Nacht zuvor auf einem Geburtstag gewesen war. Das heißt: Eigentlich waren es zwei Geburtstage auf einmal gewesen, die wir bei Alex im Kap Arkona gefeiert hatten. Wir hatten noch einmal über den Tresor geredet. Daß etwas am schönsten scheint in dem Moment, wo es verschwindet, ist ein Allgemeinplatz. Tendenziell hatten wir es aber unschön